

Alexander Bertsch

# Treibgut Mensch

Roman

verlag regionalkultur

## Prolog

Ich denke darüber nach, wie ich ihn am besten ansprechen könnte. Vor kurzem ist er wieder vorbeigegangen, hat den Schritt verlangsamt, für einen Moment zu mir hergesehen, mit einem gerade noch wahrnehmbaren Nicken einen Gruß angedeutet und seinen Gang fortgesetzt. Nicht eilig, aber auch nicht zögernd.

Der Weg vor meinem Grundstück führt noch ein kleines Stück weiter nach oben, beschreibt einen Bogen nach rechts und verläuft für mehrere Kilometer auf der Höhe über dem Fluss entlang.

Aus welchem Land kommt er wohl? Seine dichten schwarzen Haare, die dunkelbraunen Augen, auch der etwas dunklere Teint weisen ihn unschwer als Mittelmeerrainer aus. Aus irgendeinem dieser nordafrikanischen Staaten? Oder aus einem jener levantinischen Länder, in denen endlose Kriege die Menschen in die Fremde verjagen?

Ich würde ihn vielleicht auf Ende zwanzig schätzen. Seit etwa zwei Wochen führt ihn sein Weg immer wieder an meinem Garten vorbei. Am späten Nachmittag oder am frühen Abend. Oft sitze ich während der warmen Jahreszeit zwischen meinen Bäumen auf meinem ‚besonderen‘ Platz und genieße den Blick auf das Flusstal, auf die gegenüberliegenden Hügel mit ihren kleineren Waldstücken und den dazwischen verstreuten Wiesen, die an manchen Stellen wie grüne Zungen bis zum Wasser hinablecken.

Zu meiner Rechten eine hochaufgeschossene stolze Birke, hinter mir, nicht minder majestätisch, eine wuchtige Kiefer, die wir kurz nach dem Erwerb dieses Grundstücks vor über dreißig Jahren gepflanzt und auf den Namen meiner Frau *Erni* getauft haben.

Eine Idylle? Ja und nein.

Es ist so etwas wie meine Art von Heimat. Wir haben uns diesen Ort erst ‚erarbeiten‘, ‚schaffen‘ müssen, nicht nur durch, wie man so sagt, unserer Hände Arbeit, sondern auch mit den Gedanken, die wir gleichzeitig in dieses Stück Land hineingedacht haben, schließlich mit den Erinnerungen, die sich gleich Rankpflanzen durch das ganze Grundstück bewegen.

Dieser Aussichtsblick ist eher Zufall, eine besondere Beigabe, etwas, das uns dabei geschenkt worden ist.

Aber ein Gedanke ging mir immer wieder durch den Kopf: Heimat ist nicht einfach ‚vorhanden‘, sondern entsteht allmählich – vielleicht im Tempo einer Schnecke.

Einmal bin ich ihm beim Einkaufen begegnet. An einem Warenregal war ich kurz neben ihm stehen geblieben, um etwas genauer zu lesen, als er plötzlich einen Schritt seitwärts machte und mich dabei anstieß.

„Oh, sorry ... Entschuldigung!“

„Macht nichts. Kein Problem“, sagte ich.

Dann lächelte er. Und in diesem Lächeln, das mir galt, in diesem freundlichen ebenmäßigen Gesicht war etwas zu lesen, das mich berührte: etwas Aufrichtiges, Unverstelltes.

Hinterher habe ich mich dann selbst ein wenig zurechtgewiesen: Nun fängst du schon wieder an, alle möglichen Dinge ‚hineinzudeuteln‘ und dir außerdem Sachen zusammenzureimen, die man auf den ersten Blick noch gar nicht feststellen kann.

Unwillkürlich muss ich nun über mich selbst lächeln.

Merkwürdig, wie manche Dinge nach Jahren noch wirken. Andererseits ist das ja auch kein schlechtes Zeichen.

Diese Art der Aufforderung des ‚Selbst-Überdenkens‘ stammt noch von meiner Frau.

Wenn ich von einem Menschen ‚angetan‘ war und im Begriff stand, ihm ein goldenes Käfigtürchen zu öffnen und mich in eine gewisse Begeisterung hineinzureden, versuchte Erni, mich auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

„Paul“, hat sie dann zu mir gesagt, „bitte etwas mehr Menschenkenntnis, gepaart mit einem Schuss Realitätssinn. Das erspart dir eine Menge Enttäuschungen.“

Ja, die gute Erni. Oft hat sie recht gehabt. Aber nicht immer.

„Bei Jonas Mayen habe ich mich nicht getäuscht“, wandte ich einmal ein.

„Jonas Mayen! Das war ... etwas anderes.“

Nun ja, ein Glücksfall für einen Lehrer, ein Schüler, wie er einem nicht allzu oft über den Weg läuft ...

Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Vor sechs Jahren hat Erni mich und diese Erde verlassen. Für mich brach damals eine Welt zusammen. Alles ging so schnell vor sich, dass ich kaum Zeit hatte, mich, wie auch immer, darauf einzustellen. Andererseits weiß ich nicht, ob das etwas genutzt hätte.

Als diese Krankheit bei ihr diagnostiziert worden war, blieb sie selbst ganz ruhig.

„Paul“, sagte sie zu mir in ihrer unnachahmlichen Art, „du weißt, dass es nun sehr schnell gehen kann. Tu mir also einen Gefallen: Lass uns vor allem von unserer gemeinsamen Zeit sprechen, von den Momenten, in denen wir glücklich waren, Reisen unternommen und miteinander gelebt haben. Im Großen und Ganzen waren unsere, auch deine Organe immer relativ funktionsfähig. Nun macht eben bei mir diese eine Drüse nicht mehr mit. Zu dumm. Seit einem halben Jahr bist du jetzt im Ruhestand und wir hatten uns doch so schön ausgemalt, was wir alles unternehmen ...“

An dieser Stelle begann ihre Stimme ein wenig zu zittern und sie sprach den Satz nicht zu Ende. Ich sagte alle möglichen Dinge zu ihr, was man eben einem sehr kranken Menschen alles so sagt, um ihn zu beruhigen. Das Übliche. Wahrscheinlich wollte ich mich damit vor allem selbst ein wenig trösten.

Wir haben keine Kinder gehabt. Eine Zeitlang hatte ich überlegt, ob wir nicht ein Kind adoptieren sollten. Doch Erni, die zunächst schon enttäuscht war, dass sie keine Kinder bekommen konnte, löste das Problem wiederum auf ihre persönliche Weise. Natürlich war mir immer klar, dass diese Art von ‚Nüchternheit‘ bei ihr so etwas wie ein Schutzschild war, um mit den Defiziten oder Unbilden dieses Daseins besser zurechtzukommen.

„Paul, dann bleiben wir kinderlos. Das ist nun mal so. Es laufen sowieso zu viele Menschen auf dieser Welt herum und der Welt selbst ist es ohnehin egal.“

Damit war für sie die Diskussion beendet.